

Mongolei

Das Steppenland, das so reich wie Dubai sein könnte

Die Mongolei sitzt auf riesigen Rohstoffschätzen, jeder Einwohner ist theoretisch Millionär. Dass das Land nicht schnell reich wird, liegt an der Regierung – und an einem 85 Millimeter großen Problem.

Von Nina Trentmann , Ulan-Bator



Foto: pa/Andrew McConn/Robert Harding World Imagery

Der Trans-Mongolian-Zug fährt durch die Steppe Richtung Ulan-Bator. Die unterschiedliche Spurbreite der Schienen bremst die Exporte des zentralasiatischen Landes Richtung China

Hier, auf dem Markt im Bezirk Denjin 1000 im Norden von Ulan-Bator, verkaufen sie vor allem eines: Fleisch. Die Schafskadaver liegen in offenen Lkw, ohne Fell, ohne Füße, ohne Kopf.

Davor sitzen Frauen und Männer auf kleinen Schemeln und warten auf Kundschaft. Nebenan stehen Säcke mit Mehl und Gewürzen; Toilettenpapier, Besen und Putzmittel werden ebenfalls aus dem Container heraus verkauft.

Auf dem sogenannten Falkenmarkt erwerben die neuen Bewohner das Wenige ein, das sie sich leisten können. Die Neuen, das sind jene Mongolen, die ihre Herden in der Steppe gegen ein Leben in der Stadt eingetauscht haben.

Sie wohnen in Schuppen und runden Zelten, den Gers, unter Wellblechdächern, ohne Strom, ohne Kanalisation. In den Siedlungen gibt es nur wenige richtige Straßen, stattdessen staubige Pisten. Sie sind noch nicht lange da, die Gers-Siedlungen. Vor etwa 15 Jahren waren die Hügel am Rande der Hauptstadt noch grün und unbebaut.

Bauboom und Armensiedlungen

Doch nicht überall sieht man nur Armut. Inmitten der Verwahrlosung steht ein schwerer, schwarzer Geländewagen auf dem Parkplatz – ein VW Touareg.

Er parkt nur wenige Meter von der Stelle entfernt, an der zwei halbwüchsige Kinder mit Müll spielen. Auch das Nuht-Tal zeigt diesen Kontrast. Große Kräne thronen über den Baugruben.

Hier entstehen Stadthäuser und Apartments, nur wenige der Grundstücke sind noch zu haben, für eine Million Dollar und mehr. Auch hier gab es vor einigen Jahren praktisch nichts, nur Staub, Felsen und Tannen. Heute sollen sich an dieser Stelle die Wohnträume der Neureichen erfüllen.

Es ist der Rohstoffboom, der die Menschen nach Ulan-Bator lockt und ihnen Hoffnung auf ein besseres Leben macht. Rund 500.000 Mongolen sind in den vergangenen zehn Jahren in die einzige große Stadt des Landes gezogen. In Wellblechhütten, aber auch in Luxusvillen.

Knapp eine Million Menschen leben inzwischen hier. Das ist viel, gibt es insgesamt doch nur knapp drei Millionen Mongolen – in einem Land, das fünfmal so groß ist wie Deutschland.

Der Aufschwung stockt

Die Menschen sind in die Stadt gezogen, um dort ihr Glück zu versuchen und vom sagenhaften Aufschwung zu profitieren, den der Rohstoffreichtum ausgelöst hat. Doch ihr Traum vom Wohlstand wird gerade auf eine harte Probe gestellt.

Denn nach Jahren des Booms – 2011 wuchs die mongolische Wirtschaft um 17,5 Prozent – hat sich das Wachstum verlangsamt. Internationale Investoren haben dem Land den Rücken gekehrt. Sie beklagen investitionsfeindliche Gesetze, den Mangel an neuen Lizenzen für den Rohstoffabbau und die grassierende Korruption.

Die langfristigen Aussichten sind eigentlich gut. Die Mongolen sitzen auf riesigen Kupfer-, Kohle- und Goldvorräten. Der Rohstoffreichtum ist jedoch auch ein Fluch. Macht er das Land doch stark von globalen Konjunkturzyklen und von der Nachfrage des ungeliebten Nachbarn China abhängig.

Die Regierung reagiert und investiert nun in die Infrastruktur und fördert die heimische Produktion. Der Ausbau der Oyu-Tolgoi-Mine, einer der größten Kupfer- und Gold-Förderstellen der Welt, soll noch in diesem Frühsommer beschlossen werden.

"Der Kuchen wird immer größer"

Das könnte die Geldströme auf ein Neues in die Mongolei leiten und die internationalen Investoren zur Rückkehr bewegen.

Viele einheimische Unternehmer sind denn auch optimistisch. "Ich würde sagen, die Aussichten sind großartig", sagt Bayanjargal Byambasaikhan, Vorsitzender des Business Council of Mongolia und Chef von Nova Terra, einem Unternehmen, das Infrastrukturprojekte finanziert. "Es ist ein Segen, wir sind drei Millionen, und der Kuchen wird immer größer."

Dass überhaupt schon von diesem Kuchen gekostet werden kann, hat das Land vor allem ausländischen Geldgebern zu verdanken. Sie kamen in Scharen, als der erste Teil der Oyu-Tolgoi-Mine gebaut wurde, ein Übertagebau, in dem seit dem vergangenen Jahr vor allem Kupferkonzentrat produziert wird.

"Oyu Tolgoi hat die ausländischen Direktinvestitionen angekurbelt", bestätigt Jim Dwyer, Direktor des Business Council, "über sechs Milliarden Dollar wurden in den ersten Teil der Mine gesteckt."

Das fatale Gesetz

2011 erreichten die Investitionen aus dem Ausland ihren Höhepunkt. Doch 2012 versiegt die Geldströme plötzlich: Kurz vor den Parlamentswahlen verabschiedete die Regierung ein neues Investitionsgesetz, das ausländischen Geldgebern strenge Auflagen machte.

"Danach trocknete alles aus", erinnert sich Jim Dwyer. Das Gesetz wurde dann zwar innerhalb weniger Monate von der neuen Regierung zurückgenommen.

"Doch das Vertrauen der Investoren war und ist nachhaltig geschädigt", sagt Dwyer, ein Amerikaner, der vorher in Manhattan arbeitete. Er versucht, die Geldgeber zur Rückkehr zu bewegen. "Wenn der Bau des zweiten Teils der Oyu-Tolgoi-Mine endlich beschlossen ist, kommen sie zurück", ist er sich sicher.

Rund drei Milliarden Euro wird der Bau der zweiten Phase kosten. Oyu Tolgoi ist ein Gemeinschaftsunternehmen der mongolischen Regierung und des kanadischen Minenbetreibers Turquoise Hill Resources, der wiederum von Rio Tinto kontrolliert wird.

Querelen auf dem Arbeitsmarkt

Eine Deadline, bis zu der sich die Anteilseigner über eine Finanzierung des Baus einigen wollten, verstrich Ende März ohne Ergebnis. Die Verhandlungen stocken, weil der Minenkonzern klare Signale vonseiten der Regierung vermisst.

Der Grund für dieses Zögern ist finanzieller Natur. Denn der Staat kann es sich eigentlich nicht leisten, seinen Anteil am Projekt zu tragen. Kay Priestly, Vorstandschef von Turquoise Hill, gab zuletzt bekannt, dass die Frist noch einmal verlängert werde.

Bis zum 30. September soll nun eine Einigung erzielt werden. Premierminister Norovyn Altankhuyag hatte noch am 27. März in einem Brief an den Rio-Tinto-Chef Sam Walsh Entgegenkommen signalisiert. "Die andauernden Verhandlungen mit Rio Tinto haben dem Ruf der Mongolei als ein verlässlicher Partner für Unternehmen und Investoren wirklich geschadet", gibt der stellvertretende Entwicklungsminister Ochirbat Chuluunbat zu.

Geschadet haben die Querelen auch dem Arbeitsmarkt. 1700 Bauarbeiter sind bisher entlassen worden, es wird weiter gewartet. Ein wenig Geduld scheint sich allerdings zu lohnen, lässt doch ein 26 Kilometer breites Band aus Kupfer auf noch größere Vorkommen in Oyu Tolgoi hoffen.

Der 100-Tage-Plan

"Die Mine könnte bis zu 100 Jahre laufen, es gibt Platz für eine Phase 3, 4 und 5", sagt ein Mitarbeiter des Unternehmens. Er will anonym bleiben. OT, so nennen sie die Mine hier, ist ein sensibles Thema. Ursprünglich sollten die Bauarbeiten für den Untertagebau in Oyu Tolgoi schon 2015 beginnen.

Das scheint nun eher unrealistisch, für die Investoren ist das Verstreichen der Frist ein schlechtes Omen. Am 30. April kündigte der Premierminister deshalb einen 100-Tage-Plan an, um die Wirtschaft anzukurbeln, Anfang Mai verabschiedete das Parlament ein Konjunkturpaket.

"Wir hängen alle in der Luft", sagt Jim Dwyer vom Business Council of Mongolia. "Das wird so bleiben, bis die Regierung die Finanzierung absegnet." Bei Vollbetrieb könnte die Oyu-Tolgoi-Mine rund ein Drittel des mongolischen Bruttoinlandsprodukts ausmachen, 30 Milliarden Dollar oder mehr.

Das sind umgerechnet 21,6 Milliarden Euro, viel für ein Land mit so wenigen Einwohnern. "Die Mongolei hat Rohstoffe im Wert von 2,1 Billionen Dollar", sagt Dwyer, "jeder Mongole ist also theoretisch Millionär." Das Land könne zum Abu Dhabi des Ostens werden, vorausgesetzt, jemand hebt den Reichtum.

Absturz der Wirtschaftsdaten

5,6 Milliarden Dollar, rund vier Milliarden Euro, sollen die Exporte in diesem Jahr erreichen. Das ist mehr als noch im Vorjahr, als die Exporte nur 4,3 Milliarden Dollar, rund 3,1 Milliarden Euro, einbrachten. "Es wird langsam wieder besser", sagt Dwyer.

Doch der Absturz war dramatisch: Von 2012 bis 2013 brachen die Einnahmen aus manchen Chemikalien fast komplett weg, der Autoabsatz brach um 50 Prozent ein, auch die Bauindustrie schrumpfte.

"Das ist schon heftig", sagt Laurenz Melchers, ein Deutscher, der seit vielen Jahren ein eigenes Unternehmen in der Mongolei hat. "Von einem Rekordjahr ging es für uns auf minus 50 Prozent", sagt er, "das hat keiner erwartet."

Um 54 Prozent nahmen die Auslandsinvestitionen 2013 ab, die Wirtschaft wuchs um 11,7 Prozent, 2012 waren es noch 12,4 Prozent gewesen. Dabei ist es vor allem die Regierung, die in den Augen der Unternehmen Probleme schafft.

"Die Regierung lässt die Unternehmen nicht genug Geschäfte machen", sagt Jim Dwyer über die Klagen, die er immer wieder hört. Nach Jahrzehnten der Beeinflussung durch Moskau ist die Mongolei seit 1990 eine Demokratie.

Keine Sicherheit bei der Planung

"Doch die Regierung hilft uns nicht", sagt Bayanjargal Byambasaikhan, "viele Gesetze werden von Leuten gemacht, die im Kommunismus aufgewachsen sind." Das ändere sich nur langsam. "Jetzt haben wir Leute, die im Westen ausgebildet wurden", sagt Byambasaikhan. Er selbst hat knapp zehn Jahre in den USA gearbeitet, bevor er in die Mongolei zurückkehrte.

Auch Lkhagva Chinbat, ein Selfmade-Mann aus der Steppe, kritisiert die Regierung. "Sie verändert so viel", sagt er, "wir können höchstens sechs Monate im Voraus planen." Das sei eine Folge der Demokratie, meint Bayanjargal Byambasaikhan.

"Demokratie ist wie ein Berg, den wir erklimmen", sagt der Mann mit dem breiten Gesicht, "wir sind den Konsens nicht gewöhnt." Er glaubt, dass sein Land das Vertrauen der Investoren zurückgewinnen kann.

Das hofft auch Javkhlanbaatar Sereeter, der Generalsekretär der Regierungsagentur "Invest Mongolia". Der Blick aus dem Fenster seines Büros in Ulan-Bator geht genau auf den Blue Sky Tower, eine blaue Scheibe im Stadtzentrum, ein Wahrzeichen des neuen Ulan-Bators.

Roadshow in den USA

"Wir wollen vom Protektionismus weg", sagt Sereeter, "unser neues Investmentgesetz ist so liberal wie kein anderes in dieser Region." Es dauere nur noch fünf Tage, schwärmt er, eine Firma zu eröffnen.

In diesen Wochen wirbt die Regierung nun mit einer "Roadshow" in den USA und anderen Ländern, um Investoren zu überzeugen. Auf Dauer müsse die mongolische Wirtschaft auf ein breiteres Fundament gestellt werden.

Die Abhängigkeit von Rohstoffexporten soll verringert werden. Die eingeschlossene Lage – die Mongolei ist von Russland und China umgeben, es gibt keinen Zugang zum Meer, keine großen Flüsse – könne auch ein Vorteil sein, so Sereeter.

"Wir müssen unsere Infrastruktur verbessern, dann können wir auch besser liefern", sagt er. Diese Investments sind allerdings bitter nötig. Auf rund 45 Milliarden Euro, schätzt die Trade and Development Bank in Ulan-Bator den Investitionsbedarf für Infrastruktur in den kommenden fünf Jahren.

Unterschiedliche Spurbreiten

Bislang hat die Mongolei nur einen Flughafen, den Chinggis Khaan International Airport in Ulan-Bator, mit einer Handvoll Flügen pro Tag. Es gibt nur wenige Straßen, die gut ausgebaut sind, schon auf dem Weg zum Flughafen sind es eher Staubpisten mit tiefen Schlaglöchern denn richtige Straßen. 60 Prozent der in der Mongolei angemeldeten Fahrzeuge sind Geländewagen.

Ein großer Teil der Rohstoffe wird heute mit dem Zug transportiert. Doch die von Russland verlegten Schienen haben eine andere Spurbreite als die in China. "Es sind nur 85 Millimeter, die den Unterschied machen", sagt Jim Dwyer.

An der chinesischen Grenze müssen deshalb alle Züge umgeladen werden, zwölf Stunden und mehr gehen so verloren – und dass, obwohl die Oyu-Tolgoi-Mine nur wenige Dutzend Kilometer vom Grenzübergang entfernt liegt. Im Vergleich zu anderen Rohstoffexporteuren wie zum Beispiel Australien hat die Mongolei deshalb große Nachteile.

Die langen Wege sind auch für Firmen in anderen Branchen eine Herausforderung. Ein Großteil der Konsumgüter muss importiert werden, in der Mongolei gibt bis auf einige Kaschmirfabriken praktisch keine Fertigung.

Halber Container zum Preis eines ganzen

"Die Produkte sind deshalb 50 bis 200 Prozent teurer als in China", sagt Dashdavaa Hulan, eine mongolische Unternehmerin. Ihre Firma, die Tavan-Bogd-Gruppe, handelt mit Autos von Volkswagen und Mitsubishi, ihr gehören das Kempinski-Hotel und das Ramada in Ulan-Bator.

Daneben betreibt die schmale Frau mit den orangefarbenen lackierten Nägeln drei Kentucky-Fried-Chicken-Restaurants. Noch in diesem Jahr will sie Pizza Hut nach Ulan-Bator bringen. Auf dem KFC-Menü stehen seit Kurzem auch Eggtarts, süße Eierkuchen, wie sie auch in China angeboten werden.

"Das ist ein riesiger Kraftakt", sagt die 46-jährige Hulan. "Ich kann die Zutaten containerweise bestellen, wir verbrauchen aber keinen ganzen Container." Sie ordert deshalb einen halben Container und zahlt trotzdem für einen ganzen. "Wir haben nicht nur weite Wege, sondern auch zu wenig Konsumenten", sagt Hulan.

Ganz viele Konsumenten gibt es hingegen in China. Der Umgang mit dem großen Nachbarn im Süden ist ein ganz schwieriges Thema. "Wir hassen die Chinesen", sagt Banzragch Khulan, eine Mongolin, die mit ihrer Tochter in Ulan-Bator lebt.

Der Hass auf die Chinesen

Aus dem Grund dürften die Chinesen, die auf den Baustellen im Land arbeiten, die Grundstücke nicht verlassen. "Das ist besser so, sonst werden sie am Ende noch gelyncht", sagt Khulan. Sie lacht nicht, als sie das sagt.

"Die Chinesen sind hier nicht sehr angesehen", drückt es Jim Dwyer von der Wirtschaftskammer etwas diplomatischer aus. Fakt ist, die Nachbarn werden allerorten angefeindet. Viele Mongolen haben geradezu Angst vor ihnen, da sie das Land über Jahrhunderte fremdbestimmten.

Gleichzeitig wissen die Mongolen, dass sie von den Weltmarktpreisen und damit von den Chinesen abhängig sind. 90 Prozent der mongolischen Exporte gingen im ersten Quartal 2014 nach China. "Man weiß, dass China der wichtigste Kunde ist", sagt Dwyer.

Das soll sich zwar ändern. Auf Dauer will die Mongolei nicht mehr so abhängig von nur einem Land sein. Doch ob die Umorientierung gelingt? Auch Lkhagva Chinbat ist skeptisch. "Ohne China würden wir hier verhungern", sagt der Unternehmer.

Leben in der Vergangenheit

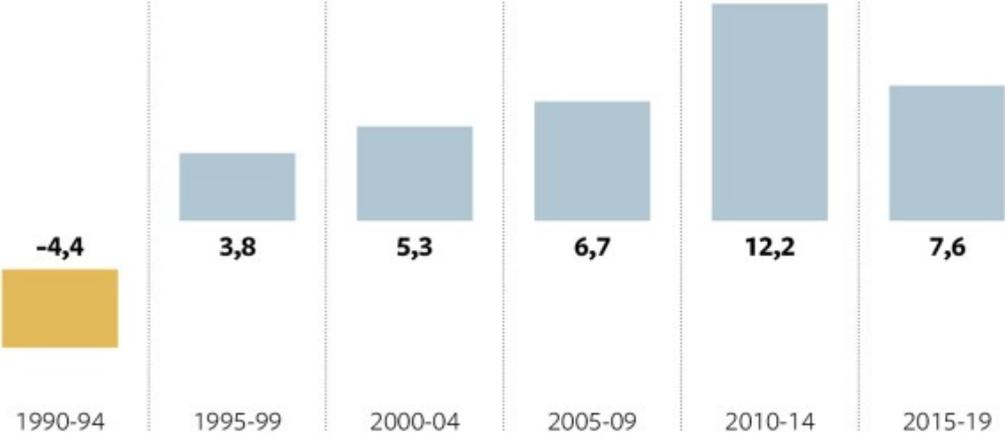
"Wir sollten uns eingestehen, dass China unser wichtigster Markt ist." Doch auch die Gelder aus der benachbarten Volksrepublik versiegten, als das unbeliebte Investitionsgesetz in Kraft trat. Ein großes Geschäft, im Zuge dessen die Chinesen eine Mine übernehmen wollten, platzte. "China erteilt der Mongolei gerade eine Lektion", sagt Laurenz Melchers, der Deutsche. "Die Mongolen müssen die Chinesen anders behandeln."

Dabei steht ihnen allerdings oft der stark ausgeprägte Nationalstolz im Weg. So wird etwa Dschingis Khan, der im 13. Jahrhundert halb Europa eroberte, noch heute von allen Mongolen abgöttisch verehrt. "Die Leute hier halten sich wegen dieser Vergangenheit für etwas besonderes", sagt Brian White, ein Amerikaner, der seit zehn Jahren in Ulan-Bator wohnt.

Er ist einer von rund 10.000 Ausländern in der Stadt. "Die Menschen hier glauben, sie haben die Welt erobert." Dass das schon viele Jahrhunderte her ist, scheint niemanden zu stören.

WIRTSCHAFTSWACHSTUM IN DER MONGOLEI

Jahresdurchschnitte in Prozent



QUELLE: IWF